



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Pontoppidan, Henrik: Junge Liebe : Idyll : aus dem Dänischen übersetzt  
von Mathilde Mann

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

wie schwer, Geld zu bekommen! Dazu gehört ein Mann von besondern Gaben! Schließlich zieht er mit Stolz den Beutel und zählt in Silber, Nickel und Kupfer ganze dreißig Mark auf den Tisch. Dazu giebt er die beruhigende Versicherung, daß nunmehr dank seinem regen Eifer schon der größte Teil der Rückstände für den alten Herrn und den Nachbar eingetrieben sei, der Rest werde wohl bis Ostern getilgt sein; nachher könne auch der Zentralkirchenfonds befriedigt werden. Also eine entzückende Aussicht für neues Warten in Geduld! Schließlich ist die Osterzeit da, wieder fließen einige spärliche Tropfen in die Kasse des jungen Pfarrers, bis zum fröhlichen Pfingstfeste sind mit Ach und Weh die vorgehenden Gläubiger befriedigt. Jetzt gehört das ganze Einkommen der guten Stelle dem jungen Herrn — sobald es nämlich einzugehen beliebt. Wieder heißt's warten wie im vorigen Jahre nach langerprobtem Brauche, bis die Heuernte vorüber ist. Von da ab wird unser Pärchen endlich seines Lebens etwas froher durch die Gewißheit, nicht nur die Pflichten, sondern auch wirklich den Nutzen der ehemals vielgepriesenen guten Stelle zu haben.

Und das Ergebnis dieses ersten Amtsjahres? Viele Enttäuschungen, viel Ärger, viel Undank. Daneben nur der Trost, stets das Gute nach dem Maße des Könnens und Wissens gewollt zu haben.

Wie schief ist so manches Urteil über das Leben und Verhalten solch eines Dorfpfarrers! Die meisten von ihnen tragen schwerere Lasten, als der oberflächliche Augenschein vermuten läßt. Einsam, unverstanden von den derben Bauern, angefeindet von vielen, ungerecht getadelt, verkannt und gescholten, wo er Gutes wirkte oder wenigstens erstrebte — das ist wohl so ziemlich das allgemeine Los des Landgeistlichen.

Und dennoch ein gesegnetes Amt, wenn auch vor der großen Menge Augen verborgen!



## Junge Liebe

Idyll von Henrik Pontoppidan

Aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann

1



estlich von Valderöb, in geringer Entfernung von dem Städtchen, liegt ein eigentümlicher, großer See, der neben seinem gewöhnlichen bürgerlichen Namen Valderöder See auch hin und wieder von poetischen Gemütern mit geheimnisvollem Ausdruck der „Nixensee“ oder das „Nymphenbad“ genannt wird. Daß man ihn trotz seiner ziemlich beträchtlichen Ausdehnung nicht sehen kann, ehe man ganz nahe hinangekommen ist, hat seinen Grund darin, daß er sehr tief inmitten

hoher Hügel und großer Wälder liegt, die ihn von allen Seiten umschließen. Die Bäume drängen sich wie eifersüchtige Liebhaber dicht neben einander und entziehen das Gewässer sorgfältig den Blicken des Nahenden; und manchen fremden Wanderer, der nichts von ihm ahnte, durchzuckte es wie ein elektrischer Schlag, wenn er bei einer plötzlichen Biegung des Waldpfades vom Gipfel des Königshügels herab auf einmal die weitgestreckte, sonnenbeschienene Fläche sah, die sich dort unten zwischen den dunkeln, leise säuselnden Waldmassen ausbreitete und wie mit großem, geheimnisvoll blinkendem Auge zu ihm herauf sah. Geborgen vor allen Winden, sanft lächelnd, seiner Schönheit sich wohlbewußt, ruht er dort unten in ungestörtem Frieden. Der Wald breitet seine langen, durstigen Zweige zu ihm herab und senkt seine grünlichen Schatten in seine Tiefe. Und wie ein mächtiges, schwellendes Blättermeer, Woge auf Woge von gewölbten Buchenkrone, umgürtet von Birken und dunkeln, säuselnden Tannen, erheben sich die Hügel hoch und ernst von seinen Ufern und schließen allen Erdenlärm aus.

Es hat etwas Simbedrückendes, in später Nachmittagsstunde an diesem See zu stehen, wenn die Schatten länger werden. Kein Laut als das ewige Rauschen dieses Laubmeeres dringt ans Ohr. Der einsame Vogel, der mit seinem Gesang über dem Wasser schwebt, verstummt, als ob ihn der Klang seiner eignen kleinen Stimme erschreckte inmitten dieses tiefen Schweigens. Es wird einem zuletzt ganz wunderbar zu Mute in diesem ungeheuern Grabe, wo nur die segelnden Wolken über unserm Haupte uns mit der lebenden Welt verbinden, die da draußen liegt. Der dumpfge Geruch von faulendem Holz legt sich auf unsre Brust, das Herz beginnt zu klopfen, und gleich einem gefangenen Adler schweift der Blick suchend bald hierhin, bald dahin, über die unendlichen Waldwogen, die zu dem blauen Himmel emporquellen und alle Auswege versperren.

Nur an einer Stelle, im Osten, dort, wo die Hügel am niedrigsten, wo die Wälder am wenigsten dicht sind, wird die Einförmigkeit der Landschaft von einer mächtigen, wilden Klust unterbrochen, die wie mit verzweifelter Kraft den Ring sprengt, um sich Luft zu schaffen. Ihre steilen, weißen Wände schimmern durch das Grün hindurch, das den See von allen Seiten umgiebt. Nähert man sich ihr aber, so weitet sie sich aus, und man sieht zwischen den jähen, zerrissenen Felsabhängen hindurch das große, flache, helle Küstenland meilenweit draußen liegen.

Prachtvolles, saftig grünes Ackerland drängt sich in die Klust herein bis hart an den See, der seinerseits einen breiten, wasserreichen Bach quer durch das Land entsendet. Von der getheerten Pfahlbrücke aus, die ein wenig weiterhin die schilfbewachsenen Ufer des Baches miteinander verbindet, kann man seinen gewundenen Lauf verfolgen, der an roten Dörfern mit weißgetünchten Kirchen vorüberführt, durch üppige Felder mit Scharen schwarzeschekkten Viehes und

große, sumpfige Moorniesen, wo Mädchen mit hellen Kopftüchern Heu machen, bald verbirgt er sich dem Auge in einem kleinen, dunkelgrünen Hain, bald breitet er sich wie zum Ausruhen in kleine flache Seen aus, in denen sich die Sonne wie in Fensterscheiben spiegelt. Weiterhin, dort, wo die Wiesen dunkler werden, fangen die großen braunen Moore an. Aber hinter diesen kommen dann wieder üppige Felder mit winzig kleinen, rot angestrichenen Dörfern und winzig kleinen, weißen Kirchen, bis schließlich alles mit dem fernen Blau des Horizonts verschwimmt und ein sonnenbeschienenes Segel oder eine Rauchfäule das Meer verrät.

Hinter diesem aber geht die Sonne auf. Ihre ersten, wagerechten Strahlen, die sich wie ein Fächer über das flache Land entfalten und in tausend Fensterscheiben rötliche Blut entfachen, bahnen sich auch einen Weg bis herein in die Klust, um das schlummernde Leben am Strande des Sees zu erwecken, um mit dem frischen Morgenwinde die schlaftrunknen Wälder aufzurütteln und die Vogelstimmen aus ihren Nestern zu locken. Die feinen Seidennebel der Nacht, die, weißen Gespenstern gleich, ihr Spiel über der Fläche des Sees getrieben haben, rollen sich vor dem brennenden Blick auf und flüchten ängstlich unter die schattigsten Felsabhänge, wo sie langsam aufsteigend verschwinden. Noch frieren im nassen Grafe die Waldblumen, die im Schatten auf den Lichtungen zwischen den Büschen am Ufer entlang stehen, aber beim ersten Sonnenstrahl, der über den Abhang blickt, recken und strecken sie ihre zarten Stengel und öffnen die fast zu schweren Kelche der goldnen Flut, die über das Gras hinweg sie überströmt. Über ihren Häuptern beginnt die Spinne im thaubesprenkten Gewebe ihr emsiges Tagewerk. Aus Löchern und Spalten schlüpft das Gewürm munter und morgenfrisch hervor; es ist ein Eilen und Treiben, als wüßten sie alle, daß der Tag an diesem Orte nur kurz ist und die Nacht schnell wiederkehrt. Denn schon am Nachmittage nähert sich die Sonne mit Riesenschritten den westlichen Hügeln, dort wo sich diese am höchsten zum blauen Himmel emporheben. Und kaum ist ihre Scheibe hinter dem dunkeln, zackigen, tannenbesäumten Rande des Königshügels versunken, so schleichen auch schon die Schatten aus dem Dickicht hervor und eilen abwärts dem Wasser zu. Am Ufer scheinen sie plötzlich stille zu stehen, als zögerten sie; aber ehe man sich versieht, haben sie über den Grund hinweg den östlichen Rand des Sees erreicht und klettern da eilig hinauf zu den Baumwipfeln. Und während sie so steigen und den Höhen das Licht rauben, senkt sich tiefe Stille über das Thal. Noch ehe die letzten sonnenvergoldeten Waldkuppen verschwunden sind, dämmert es unten schon in allen Winkeln, und unter den zum Wasser herabhängenden Zweigen des Waldfranzes gleitet das Dunkel schnell weiter, während das große, tagesgeblendete Auge des Sees sich langsam in einem unergründlichen Blick erschließt. Da beginnen die Sperber ihren nächtlichen Flug auf weichen Schwingen. Lautlos wie ein Schatten entschlüpft die Gule dem

dunkelsten Dickicht. Die Wälder hüllen sich in einen bläulichen, gespenstischen Dunst, und in den weißen Nebeln des Sees beginnen die Fledermäuse ihren Hexentanz, dahintaumelnd, indem sie den steifen Schwanz wie einen kleinen Besenstiel unter den ausgebreiteten Flügeln vorstrecken. In wildem Fluge streifen sie über die Wasserfläche dahin und tummeln sich zwischen den wilden Felschluchten oder umkreisen auch das Haupt des einsamen, unglücklichen Wandrers, der sich im Dunkel der Nacht auf den Waldpfaden verirrt hat und jetzt klopfenden Herzens zwischen den Baumstämmen umhertastet, angstvoll des Augenblickes harrend, wo die Sichel des Mondes über dem Waldeskamm hervorlugen wird.

Denn zu dieser Stunde beginnt — so sagt man — ein wunderbares Gaukelspiel. Da erklingt aus der tiefsten Tiefe des Waldes ein kläglicher Ruf: Zu Hilfe! Zu Hilfe! Hastige Schritte und der Schall knackender Zweige klingen vom Fuße des tannenbekleideten Hügelns herauf, dort, wo der See seinen verborgensten Winkel bildet. Ein Boot wird hinausgeschoben, man vernimmt deutlich seinen schurrenden Laut und das Plätschern der Ruder im Wasser, und dann verschwindet alles.

Zu andern Zeiten erklingen in der Ferne Hundegekläff und Jägerhorn. Und draußen vom See her vernimmt man schwache, klagende Mädchenstimmen, die von den Wellen ans Ufer getragen werden, Stimmen — so erzählt man sich —, die aus alten, längst entschwundenen Jahrhunderten herüberklingen, wo Wegelagerer und Geächtete in diesen Wäldern hausten und ihre Höhlen unter den Eichen bauten, wo stolze Herren mit schimmernden Federbüschen und stolze Damen auf milchweißen Zeltern in prunkenden Aufzügen das wilde Getier zwischen diesen Stämmen jagten, wo sich die schönen Töchter aus den roten Dörfern in dunkeln Nächten zwischen den Klüften hindurch bis an dies Gewässer schlichen, um in seiner kühlen Tiefe für immer die Liebkosungen der adlichen Herren abzuwaschen.

Wenn aber zur Johanniszeit der Vollmond über dem See steht und sein Silber über den Wald ausgießt, dann lacht es seltsam drinnen unter den Bäumen. Nach dem Wasser zu wird ein Zweig zur Seite gebogen, ein Kopf guckt hervor, und in das Mondlicht hinaus schreitet mit vorsichtigem Schritt ein junges, schönes Weib, völlig nackt (wenigstens behauptet das der Prediger), ein Johanniswürmchen im dunkeln Haar. Ängstlich beugt sie sich vor, blickt spähend umher, wendet sich dann plötzlich um und legt den Finger auf ihren roten Mund. Denn hinter ihr tauchen andre auf, aus den Büschen, von den Abhängen — vier, acht, zehn —, alle nackt wie sie, Johanniswürmchen im Haar. Errötend unter ängstlichem Schweigen schleichen sie sich hin zum Silberbade. Zu zweien oder in Gruppen zu vieren und sechsen, das lange, dunkle Haar über den glänzenden Rücken herabwallend, gleiten sie zögernd und vorsichtig über den auf dem Grunde des Sees liegenden Sand dahin; sie schauern

leicht und lächeln furchtjam dem flüssigen Metall zu, das um ihre weißen Leiber fließt. Plötzlich wirft sich eine mit schlanken Armen über die Fläche. Ein halb erstickter Schrei — und alle tauchen unter die Wellen und wälzen sich in der Tiefe. Der Mond, der alte Tugendwächter, spitzt verdächtig die Ohren und lauscht, ob er nicht ferne Tritte vernehme. Eifrig späht er umher in den Wäldern, als fürchte er, daß sich verborgne Feinde der entzückenden Gruppe nahen, die er mit seinen Strahlen liebkost. Und immer neue Gestalten steigen vom Grunde des Sees auf, einige mit Schilf in dem langen, blonden Haar, andre in leichten Gewändern, aus dem Silbergespinnst der Mondstrahlen und seidenweichem Nachtnebel gewebt. Aber bei dem ersten Hahnenschrei, der durch die Schlucht dringt, verschwindet das ganze Bild, und der Mond bleibt einsam zurück mit seinem fahlen, verdrießlichen Gesicht.

## 2

Einer der merkwürdigsten Punkte des Sees ist der sogenannte „Echswinkel.“ Es ist das ein langes, tintenschwarzes Gewässer, das hart an der Luft in einen halbverdorrten Fichtenwald einschneidet, und das seinen Namen einem eigentümlichen, geheimnisvollen Gemurmel verdankt, das, wie man sagt, jedem antwortet, der darüber hinruft.

An dem schmalen, offenen Ende des Gewässers werden die Ufer durch einen gewöhnlichen Steg verbunden, der auf ein paar grünlich schleimigen Pfählen ruht, über die sich der Waldweg fortsetzt. Dieser führt, aus dem großen Walde kommend, ein Stück am Rande des Sees entlang, ehe er in die Schlucht einbiegt. Und gerade hier, halb im Schatten von vier hohen, schlanken, fast fahlen Fichten, halb durch dies große Fenster des Thales schauend, liegt die einzige menschliche Wohnung am See.

Es ist ein langes, braungestrichenes Gebäude, äußerst kümmerlich und zerfallen, mit winkligem Fachwerk aus Eichenholz, weißen Fensterrahmen, flaschengrünen Fensterscheiben und einem alten, schiefgewachsenen Hollunderbusch, der sich wie eine Totenhand, die den Greis mitleidig in den Mutterschoß der Erde herabzuziehen sucht, über dem mit Rasen bedeckte Hause wölbt. Das ist der alte Fährkrug.

Seit die Brücke vor einem Jahrzehnt über den Abfluß des Sees gebaut wurde, hat er seine Bedeutung völlig verloren. Die gelbe Postkutsche, die Wagen der Küstenbewohner mit ihren niedrigen Rädern, ja selbst die Fuhrleute und Pferdehändler rollen schnell vorüber, ohne seiner zu achten, höchstens werfen sie einen mitleidig lächelnden Blick auf die beiden altmodischen Flaschen mit Pomeranzens- und Pfeffermünzliqueur, die noch in dem Fenster neben der Thür stehen.

Diese Thür, niedrig und verfallen wie sie ist, pflegt denn auch bis tief in den Tag hinein geschlossen zu sein. Und unter dem vorspringenden Rande

des Daches, unter dem die Schwalben nisten, vermodern die Mauern ungestört, als habe der alte Krüppel endlich begriffen, daß seine Zeit um sei, als warte er jetzt, in alte Erinnerungen versunken, nur auf seine völlige Auflösung.

Dem in frühern Zeiten war sein Name in ganz Sütland bekannt. Von Sallingland bis Hamburg gab es damals keinen wandernden Handwerksburschen, der sich nicht einen ehrlichen Kausch im Balderöder Fährfrug ange-trunken und die schmucken Schenkmädchen geküßt hatte.

In jenen Zeiten konnten sich, wenn der Wald fahrbar war, lange Reihen von Wagen vor der Thür ansammeln, ganze Züge von Fuhrwerken: haushohe Frachtwagen mit einem Dach aus Segeltuch und einer Theerbütte zwischen den Rädern, Schlächterkarren, Krämerwagen und gräßliche Kutschen, einer nach dem andern bis weit in den Wald hinein, während vier Männer ohne Unterbrechung die Reisenden mit Prähmen und großen Boten über den Bach setzten. Und drinnen unter der verräucherten, wurmfstichigen Eichendecke des Schenkzimmers konnte man sich zu Zeiten kaum durchdrängen vor lammsfellbekleideten Fuhrleuten, in Pelzwerk gehüllten Probenreitern, härtigen herrschaftlichen Kutschern und Bauern mit silbernen Knöpfen, Spangenschuhen und samtnen Kniehosen.

Auch große Herden fetten Schlachtviehs, die damals südwärts nach Schleswig getrieben wurden, pflegten sich des Abends um die Mauern des Kruges zu lagern. Wiehernde Pferdetransporte — fünfzehn, zwanzig Tiere in einer Reihe — weither vom Limfjord und aus der Viborger Gegend, zogen bei Tag und bei Nacht über den morschen Steg, der damals an dem Schowinkel vorüberführte.

Am lebhaftesten war es aber im Spätherbst, wenn die großen Märkte in den Provinzstädten abgehalten wurden. Da konnte sich allmählich ein solches Lager von Wagen, Leuten und Vieh auf dem nach dem Walde zu gelegnen, abgeholzten Platz ansammeln, da vernahm man ein so wirres Durcheinander von blökenden Lämmern, schreienden Kindern und verstimmten Leierkasten, daß man glauben konnte, man befinde sich hier schon auf dem Marktplatz. Taschenspieler und Bärenführer, die sich zufällig dem Zuge angeschlossen hatten, schlugen ohne weiteres ihre Zelte unter den Bäumen auf. Und drinnen im Krug selber, der buchstäblich bis an den Dachstuhl vollgepfropft war, indem zwischen den Dachsparren mit Streu und Brettern Nachtlager hergerichtet wurden, saßen wohlbeleibte deutsche Pferdehändler mit fetten, glänzenden Nacken zusammen mit ihren kleinen jüdischen Kollegen aus Ungarn und Siebenbürgen, schreiend und mit der Faust auf den Tisch schlagend.

Zuweilen, wenn alle diese Leute, die oft tagelang darauf warten mußten, bis an sie die Reihe kam, an das andre Ufer hinübergesetzt zu werden, allzu heiße Köpfe bekommen hatten, konnte der Aufenthalt hier ganz gefährlich werden.

Nur ein verlegendes Wort, ein Stoß mit dem Ellenbogen oder auch nur ein kleiner Scherz mit dem Mädchen eines andern konnte plötzlich das ganze Lager in Aufruhr versetzen. Und wenn dann der Kampf den Krug selber erreichte, wurde die Verwirrung unbeschreiblich. Als lauerten die Leidenschaften in diesem unbändigen Schwarm nur auf eine Gelegenheit, loszubrechen, konnte sich im Handumdrehen ein wahrer Sturm von geballten Fäusten und drohenden Stößen erheben, der sich mit Schreien und Flüchen bis an die Thür fortsetzte und Unruhe und Verwirrung unter die sich bäumenden Pferde brachte. Da flohen die Frauen mit Angstgeschrei und verbargen sich mit den Kindern unter den Wagen. Schwere Schläge fielen von den nervigen Fäusten der Sützen, während die gellenden Stimmen und die Knotenstöcke der Deutschen die Luft durchdrangen.

## 3

Um diese Zeit, d. h. vor ungefähr zwanzig Jahren, lebte hier im Lande ein kleines drolliges Männchen mit rotem, krausem Haar und schwarzen Augen, das unter verschiedenen Kosennamen, wie der „kleine Teufel“ oder der „Bandjude,“ mit einem schwarzen, hölzernen Kasten, der an einem Riemen über dem Rücken hing und einem weißen Stocke von Dorf zu Dorf zog, und der, ohne still zu stehen, allen, denen er begegnete, freundlich grüßend zurief: „Der Jakob ist wieder da, ihr guten Leute! Hier ist allerhand Band und Brüsseler Spitzen für die kleine Liebste, hier ist Schnupftabak für die alte Tante, hier ist Mandelklee, Seife und wohlriechendes Wasser! Hier ist alles, was das Herz begehrt an Brillen, Broschen, Nadeln, Federn, Scheren, Messern —.“ Ehe er noch seine Aufzählung beendet hatte, war er schon wieder von dannen. Und der Bauer, dem Jakob ein alter Bekannter war, ließ seinen Pflug ruhen und blickte dem Kleinen lächelnd nach, der auf seinen dünnen Beinen am Grabenrande entlang storchte.

Sobald im Orte verkantete, daß der Jude Jakob gekommen sei, fuhr es — so erzählt man — wie ein Fieber durch das ganze weibliche Geschlecht. Selbst gesetzte Frauen, die ihr Haus für gewöhnlich in züchtiger Ehrbarkeit hüteten, ließen Kochlöffel und Säugling fahren, um im Kruge oder in der Schule oder wo er sonst seine Waaren auszukramen pflegte, die Ersten zu sein; ja alte Großmütter sah man an ihrem Stabe die Straße hinabhumpeln, eine leere Schnupftabaksdose oder irgend einen andern altmodischen silbernen Gegenstand in der zitternden Hand. „Wo die Sau ist, da sammeln sich die Ferkel!“ rief ihnen Jakob mit seiner lustigen Rabenstimme entgegen und klatschte laut in die langen, sommersprossigen Hände, um den Handel zu beginnen.

Aber man erzählte sich, daß in dem Juden Jakob mehr als eine Krämerseele wohne. Wenn er so mitten unter all den Frauenzimmern stand und

seine hastigen Augen über ihre gesunden Glieder und bloßen Hälse gleiten ließ, oder wenn er mit schmachtender Geberde vor einem kaum erwachsenen kleinen Mädchen, das sich ihm schüchtern mit einer alten silbernen Spange oder einem Stückchen Goldtresse näherte, seine spitzigen Schultern bis an die Ohren in die Höhe zog, dann konnte man es seinen feinen, schmalen Lippen und den großen ausgespannten Nasenlöchern ansehen, daß sein Herz nach etwas anderm als nach ihren Sechsern verlangte. Wie merkwürdig es auch klingen mag: das kleine, blasse Männchen sollte den jungen Frauenzimmern, auf die seine Augen fielen, gar nicht ungefährlich sein. Eingeweichte wollten sogar wissen, daß bis dahin noch kein Mädchen, auf das er es ernstlich abgesehen hatte, auf die Länge dem schwarzen Zauber dieser Blicke habe widerstehen können. Und mehr als eine bekümmerte Mutter fand ihre Ruhe erst wieder, wenn sie ihn glücklich über die Grenze wußte.

Jedes Jahr zu Weihnachten und zur Fastnachtszeit kam Jakob auch nach dem Balderöder Fährkrug. Und da er von Alters her mit dem Krüger Aren bekannt war, so richtete er sich gerne so ein, daß er hier sein Nachtquartier aufschlug.

Nun kam es zu dieser Jahreszeit häufig vor, daß ein mehrtägiger Regen oder ein Schneefall mit darauffolgendem Thauwetter die Wege völlig ungangbar machte. Sobald deswegen die Kunde von dem ersten Wagen kam, der im Moraste stecken geblieben war, hörte aller Verkehr von und nach der Küste gänzlich auf. Und da es oft einen bis zwei Monate währte, ehe der Frost aufs neue eine sichere Brücke über die Erde legte, so konnte es zeitweise recht einsam und melancholisch in dem sonst so lebhaften Fährkrug aussehen.

Um diese Zeit pflegte Jakob zu kommen. Schon der Ton seines schnarrenden „Guten Tag, guten Tag, ihr lieben Leute!“ während er auf der Diele seinen Kasten vom Rücken gleiten ließ und die Kälte von den Füßen stampfte, wirkte wie ein belebender Hauch aus der Welt auf das große, leere Gastzimmer, wo ein paar trinkende Bauern aus der Nachbarschaft, irgend ein Krämer oder Wollhändler aus der Umgegend zusammen mit den Bewohnern des Kruges die ganze Gesellschaft ausmachten. Sogar der alte Krüger Aren, der gewöhnlich schlafend am Tische saß, erhob seinen feurigen, sonnengebräunten Zigeunerkopf und blickte mit erwartungsvollem Lächeln auf.

Jakob selber war niemals besser aufgelegt, als wenn er nach einem guten Gericht Mehlbrei mit gehackten braunen Zwiebeln und einer Kanne süßer Molken zwischen ihnen am Eichentische saß. Und obwohl er selber niemals hitzige Getränke anrührte, brachte er einzig und allein durch seine kleine, muntere Person und seine lustige Krähenstimme eine festliche Stimmung in den großen, dunkeln Raum, wo nur ein einziges Talglicht einen kümmerlichen Schein über die versammelten Köpfe verbreitete. Oft saß man bis tief in die Nacht hinein, um seinen vielen köstlichen Liedern und seinen unzähligen spaßhaften

Geschichten zu lauschen, die den Mädchen das Blut in die Wangen trieben, sodaß sie sich verschämt hinter ihren Spinnrocken versteckten.

Der Krüger hatte eine Tochter. Sie hieß Ellen und war ein großes, handfestes Mädchen von achtzehn Jahren, mit blauschwarzem Haar und ein paar scharfen, nußbraunen Augen, mit denen sie sich jegliche Annäherung vom Leibe zu halten wußte, zu der ihre schwellenden Formen unter diesen Verhältnissen wohl verlocken konnten.

Trotz ihrer Jugend bewegte sie sich wie in einem Harnisch von Mißtrauen und stillem Argwohn, den das Leben unter diesen Menschen sie anlegen gelehrt hatte. In ihren dichten, schwarzen Augenbrauen, in ihrem schnellen, aufmerksamen Blick, mit dem sie alle musterte, lag etwas Kaltes, Feindliches, wovon selbst ihre besten Freunde niemals sicher waren.

Jakob, der sie hatte aufwachsen sehen, redete dagegen väterlich mit ihr. Ihr gegenüber bewahrte er schlauerweise den Ton des ältern Mannes, der sie beruhigte. Und sie, die trotz ihrer Größe doch kaum den Kindersehnen entwachsen war, hatte hinter ihrem verschlossenen Wesen wenigstens etwas von dem offenen, kindlichen Vertrauen für das kleine lächerliche Männchen bewahrt, in dem sie von jeher alle Weisheit und Erfahrung der Welt vereinigt gesehen hatte. Sie betrachtete ihn stets mehr als alten, treuen Freund des Hauses, nicht als zufällig hergereisten, ja sie konnte sich sogar in trüben, dunkeln Wintertagen förmlich nach ihm sehnen, der gemüthlichen Munterkeit wegen, die stets in seinem Gefolge war.

Da saß sie dann in ihrer dunkeln Fensterecke und lauschte seinen Scherzen mit einem stillen, sinnenden Lächeln, während sie fleißig ihr Spinnrad drehte. Sie genoß ein eignes Wohlbehagen, wie sie so geborgen darsaß und alle diese bunten Bilder der Welt mit ihrer Thorheit und ihrem Getümmel an ihrer Seele vorübergleiten ließ. Und wenn er wieder abgereist war, konnte sie sich wohl darauf ertappen, daß sie ringsum in den Stuben ein Gefühl unerklärlicher Leere überkam, oder sie überraschte sich selber bei der Entdeckung, daß sie stundenlang draußen am See gestanden und sich gegen ihre Gewohnheit Träumereien hingeeben hatte.

Zuweilen, wenn sie allein waren, rückte er zu ihr hin auf die Bank, wo sie ihm schweigend, aber willig gestattete, Platz an ihrer Seite zu nehmen. Er erzählte ihr dann ausführlicher von seinen vielen Reisen in der Heimat und in fremden Ländern, von den vielen neuen, seltsamen Dingen, die er in fernem Gegenden gesehen haben wollte, wo die Sonne über schneebedeckte Berggipfel und glutrote Weingärten wandert. Er schilderte das Leben des Südens, das Volksgewühl der großen Städte und die Mönche in ihren einsamen Klöstern. Und gelegentlich verflocht er in diese Schilderungen verstohlene Reden über das Glück der Liebe und die heimliche Lust des Lebens, indem er vorsichtig seinen Blick von ihrem Fuße aufwärts gleiten ließ und sich im stillen freute, wie sie heranreifte.

Endlich, eines Abends, als sie lange so bei einander gefessen hatten, und das Licht fast herabgebrannt war, nahm er, wie in Gedanken, ihre Hand und fing an, mit ihren Fingern zu spielen. Sie blickte ein wenig verwundert zu ihm hinab, legte jedoch kein weiteres Gewicht darauf, sondern lächelte sogar leise, als er nach einer Weile ihre Hand sinken ließ und sie verlegen, wie um Verzeihung bittend, ansah. Gleich darauf aber war es ihr, als rückte er ihr heimlich näher, und als er endlich seinen Arm um ihren Leib schlang und sie dabei mit einem seltsamen, zitternden Lächeln ansah, da flog eine flüchtige Röte über ihre Wangen. Sie hätte vor Angst schreien können.

Sie hatte Kräfte wie ein Mann und hätte ihn wie einen Handschuh von sich schleudern können. Aber was war es, das sich in diesem Augenblick wie lähmend auf sie legte und sie zwang, sich diesem häßlichen, kleinen Menschen wie ein willenloses Ding hinzugeben? — Jedesmal, wenn sie später in ihren vielen schlaflosen Nächten und trüben Tagen an diese Stunde zurückdachte, faßte sie es weniger und weniger. Es war, als hätte sie unter einem Zauberbann gelegen. Von dem Augenblick an, wo sie sich von seinem Arme zu ihm hingezogen fühlte, hatte sie alle Befinnung verloren. Von dem, was dann folgte, wußte sie nichts, gar nichts, so plötzlich und unerwartet war es über sie gekommen.

Merkwürdigerweise sollte dies Jakobs letzter Besuch im Balderöder Jährfruge sein. Schon im Spätherbst drang das Gerücht her, daß man ihn in einem Moor auf Fünen gefunden habe, ausgeplündert mit zerpaltenem Schädel. Ein Hopfenhändler, der ihn genau gekannt haben wollte und, wie er behauptete, der Beerdigung beigewohnt hatte, überbrachte die Nachricht. So konnte denn kein Zweifel an der Richtigkeit der Sache sein. Aber die allgemeine Aufmerksamkeit nahm schnell eine andre Richtung, denn an demselben Tage war Ellen plötzlich spurlos verschwunden.

Sie war zuletzt auf ihrem gewöhnlichen Platz in einer Ecke des Gastzimmers gesehen worden. Bei der Erzählung des Hopfenhändlers hatte sie sich leichenblaß von ihrem Stuhl erhoben und war seitdem nicht zu finden gewesen. Man sandte Boten nach Osten und Westen, man verteilte sich im Walde und rief. Als die Dämmerung hereinbrach, liefen Scharen mit Laternen und Stangen um den See herum, aber alles vergebens. Erst spät in der Nacht fand man sie auf einem abgeschlossenen Bodenraum, wo sie einem kleinen wachsgelben Dinge mit rotem Haar und schwarzen Augen das Leben gegeben hatte, einem Wesen, dessen Dasein sie acht Monate hindurch ängstlich vor ihrer Umgebung verheimlicht hatte. Der alte Vater, der Einzige vielleicht, der Unrat gemerkt hatte, kam gerade rechtzeitig genug, um dem Kinde bei dem Eintritt ins Leben seinen Fluch zu schenken.

Das war eine ungewöhnliche Überraschung! Man kann wohl behaupten, daß seit vielen Jahren kein „Fall“ dort in der Gegend so viel Aufsehen erregt

hatte wie dieser. Ellen konnte zwischen Himmel und Erde keinen Ort finden, um ihre Scham und ihre Verzweiflung zu verbergen. Noch nach Monaten hielt man sie nur mit Gewalt davon zurück, sich in den See zu stürzen, um sich dort dem spöttischen Lächeln und den schadenfrohen Blicken zu entziehen, die der früher so spröden Jungfer überall begegneten.

Aber nach des Vaters, des alten Krens bald erfolgtem Tode versank sie in eine Stumpfheit, in einen nachtwandlerischen Zustand, aus dem sie fast nicht mehr erwachte, und dem sie sich von nun an auch ungestört hingeben konnte, da gerade um diese Zeit die Brücke über den Bach gebaut wurde. Vorher war auch das Kind in der Dorfkirche getauft worden und hatte den Namen Martha erhalten.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Fremdwörterfrage. Mit Recht ist schon von verschiedenen Seiten darauf aufmerksam gemacht worden, daß die Fremdwörterfrage im Grunde eine Bildungsfrage sei. Man kann geradezu mit Rücksicht auf den Gebrauch unnötiger Fremdwörter — um solche handelt sich ja immer nur — die Deutschen in drei Bildungsklassen einteilen: die unterste Klasse braucht die Fremdwörter falsch, die mittlere Klasse braucht sie richtig, die oberste Klasse braucht sie — gar nicht. Daneben giebt's natürlich allerhand Misch- und Zwischenklassen, aber die Hauptklassen sind doch die drei genannten. Der gewöhnliche Mann aus dem Volke weiß in den meisten Fällen gar nicht, daß er Fremdwörter braucht. Woher sollte er's auch wissen? In eine fremde Sprache hat er nie hineingeblickt, über seinen Wortschatz macht er sich keine Gedanken, er versteht entweder ein Wort oder er versteht es nicht — die Fremdwörter versteht er meistens nicht —, ob die Wörter, die er braucht, deutsche sind oder einer fremden Sprache angehören, vermag er nicht zu beurteilen. In Leipzig ist z. B. dem Mann aus dem Volke, dem kleinen Handwerker und Geschäftsmann, dem untern Beamten, dem Kutscher, dem Kellner, dem Packträger das Wort zurück fast unbekannt. Wenn er's gedruckt liest, versteht er's wohl, aber seinem eignen Wortschatz gehört es nicht an, er kennt nur das Wort *redur* (*retour*), das ist für ihn deutsch! Er sagt: Ich kriege zehn Fenneche *redur* — schieb emal de Karre *redur* — um zehne *fahrmer redur* — Müller is in seinen Feschäfte *redur* gekommen. Ebenso wenig braucht er z. B. die Wörter Wohnung und wohnen, gegenüber, gerade oder dicht, er wohnt nicht dem Bahnhofe gegenüber oder dicht am Bahnhofe, sondern er loschirt dem Bahnhofe wiesamieh oder direkt am Bahnhofe.